

**D**as sind alles nette Leute, alle gleich alt, haben den gleichen Stand, sind zu Hause über, kein Platz oder was weiß ich ...« Die Stimme verliert sich, Herta Wülbeck wendet sich wieder ihrem Pudding zu. Mit sechs anderen Hochbetagten sitzt die 87-jährige um einen großen Esstisch. Mittagszeit in der Tagespflegestelle der Caritas im sauerländischen Arnsberg. Sehr präsent ist die alte Dame, wenn ein Besucher sie anspricht, geradezu aufgekratzt, kann sich aber nach kurzer Zeit nicht mehr daran erinnern. Darunter leidet sie, wie ihre Tochter und der Schwiegersohn, in deren Haus sie lebt. Die eigentliche Pflege sei kein Problem, erklärt Doris Eilers, ihre 57-jährige Tochter. Für ihr Alter ist Herta Wülbeck noch recht rüstig. Aber dass sie wegen ihrer fortschreitenden Demenz Tag und Nacht beaufsichtigt werden muss, zehrt an den Kraftreserven der Familie.

### **Irgendwann werden die rüstigen Alten wirklich alt und zu Pflegefällen**

Zweimal in der Woche nutzt die Tochter die Gelegenheit, die Mutter außer Haus betreuen zu lassen, von morgens um zehn bis nachmittags um vier. So kann sie es aushalten. Sonst bliebe nur die Unterbringung in einem Heim. Die Tagespflege wird zum Ausweg aus dem Dilemma zwischen Abgeben und Sich-Aufopfern.

Dieses Angebot verdanken Doris Eilers und ihre Mutter nicht nur christlicher Nächstenliebe und ehrenamtlichem Engagement, sondern auch der gezielten Politik ihrer Heimatstadt. Arnsberg

soll »demenzfreundlich« werden. Der Begriff mag etwas befremdlich klingen, aber Bürgermeister Hans-Josef Vogel ist sich mit seinen Stadtverordneten einig: Die Isolation der Betroffenen wollen sie durchbrechen, die Lebensqualität der Arnsberger erhalten, die immer älter werden. Auch das sei Familienpolitik, sagt Vogel: Die könne sich nicht auf Eltern mit Kindern beschränken. »Familie ist auch dort, wo Menschen gepflegt und unterstützt werden, die demenzkrank oder anders pflegebedürftig sind.«

Viel vorgenommen hat sich der Verwaltungschef, beraten von Reimer Gronemeyer, Soziologieprofessor in Gießen und Vorsitzender der »Aktion Demenz«. Der von der Robert-Bosch-Stiftung finanzierte Zusammenschluss engagierter Fachleute soll die Idee der demenzfreundlichen Kommune vorantreiben und verbreiten. Die Anbieter professioneller Dienste haben sich in Arnsberg schon vor Jahren zu einem Netzwerk zusammengeschlossen. Und die Stadtverwaltung hat darauf geachtet, dass den alten Herrschaften etwas geboten wurde. Dafür wurde sie als seniorenfreundlich ausgezeichnet. Es war das Leitbild der rüstigen »jungen Alten«, die es immer noch gibt. Aber auch sie werden irgendwann wirklich alt, und damit wächst die Wahrscheinlichkeit, verwirrt zu werden, dement.

1800 Demenzkranke könnten es im Jahr 2020 in Arnsberg sein, einer Stadt von knapp 80 000 Einwohnern. Das hat deren ehemaliger Sozialdezernent Ludger Clemens jüngst auf einer Tagung der »Aktion Demenz« vorgerechnet. Allein um die Menschen in fortgeschrittenem Stadium zu versorgen, brauchte man zwei neue

Heime. Bisher kümmern sich meist die Angehörigen um die Pflege und Betreuung. Aber immer weniger Menschen leben in belastbaren Familien.

»Das Thema ist in der Politik noch nicht angekommen, auch nicht in den Kommunen«, merkt Reimer Gronemeyer kritisch an, »die Kommunalpolitiker müssen sich auf den Weg machen, sonst fliegt ihnen das Problem um die Ohren.« Denn Kommunen und Landkreise sind gesetzlich verpflichtet, Menschen mit Demenz zu helfen, betont Clemens. Das bedeutet mehr als die ewige Forderung nach einem höheren Sozialetat und die stets folgende Ablehnung durch den Kämmerer. Ausichtslos ist es deshalb, die bestehenden Versorgungsstrukturen immer weiter ausbauen zu wollen. Es ist auch wenig sinnvoll, darin sind sich der Soziologieprofessor und die Fachleute in Arnsberg einig. Stattdessen fordern sie, Neues zu probieren und zivilgesellschaftliches Engagement zu fördern.

### **»Auch demenzkranke Menschen haben ein Potenzial, eine Würde«**

Letzteres ist undenkbar ohne ehrenamtliche Helfer wie Annemarie Baumann. Die ehemalige Büroleiterin eines Notars liest den alten Menschen in der Tagesstätte vor. Und für einige Stunden verschafft sie gestressten Angehörigen eine Auszeit, damit diese mal einkaufen oder Freunde besuchen können ohne die alte Mutter, die plötzlich Fremde anspricht, ohne den verwirrten Ehemann.

Einen Kurs hat Annemarie Baumann vorher besucht, um zu wissen, was Demenz ist und wie man mit den Menschen umgeht, die verwirrt sind. Ihre Haltung hat sich verändert: »Ich finde es jetzt gut,

wenn man die Menschen mit rausnimmt in Cafés und Gaststätten und sich nicht schämt, wenn mal ein Malheur passiert.«

Genau das ist der erste Schritt für Bürgermeister Vogel: in den Köpfen etwas bewegen, Berührungängste abbauen. »Auch demenzerkrankte Menschen haben ein Potenzial, haben eine Würde« und ein Recht auf Teilhabe am Leben in der Kommune. Damit das nicht ein Lippenbekenntnis bleibt, hat die Stadtverwaltung drei Stellen eingerichtet. Im Kompetenzzentrum »Zukunft Alter« laufen die Fäden bei Marita Gerwin zusammen. Die Sozialpädagogin weiß aus eigener Erfahrung, was Angehörige brauchen – sie hat ihre Schwiegermutter jahrelang gepflegt, nachdem diese an Alzheimer erkrankt war. Jetzt schult sie jene, die sich unter Demenz noch kaum etwas vorstellen können.

Mittwochmorgen, Berufskolleg Am Eichholz, Unterrichtstag der künftigen Landschaftsgärtner. Zwanzig junge Leute sitzen in der Klasse, an der Wand hängen gezeichnete Pläne. Die Wiese eines Diakonie-Pflegeheimes wollen sie umgestalten zu einem Garten, in dem die alten Bewohner endlos laufen können, ohne sich in fremder Umgebung zu ängstigen. Abwechslungsreich soll die neue Umgebung sein, aber übersichtlich. Hochbeete wollen die Gärtner anlegen, weil die Alten sich nicht bücken können. Die sollen sehen, riechen, fühlen und ihre Sinne wachhalten. Ungiftig müssen die Pflanzen sein – Menschen mit Demenz probieren vieles. Das Wissen haben sich die jungen Frauen und Männer mit ihren Lehrern erarbeitet – mit Hilfe von Marita Gerwin. Die Pläne sind fertig. Jetzt müssen Geldgeber gesucht werden.